

**Bericht zum Kolloquium
“Kulturelle Erneuerung – Ein Konzept auf dem Prüfstand“
am 16. Mai 2017 im Historischen Kolleg in München**

von Ferdinand Knauß

Man werde nun „mit Stangen im Nebel stochern“, kündigte Meinhard Miegel zur Eröffnung des ersten Kolloquiums seiner neuen Stiftung an. Der Stiftungsname war Programm des Tages: die Suche nach Anhaltspunkten für eine kulturelle Erneuerung. Keine ausgearbeiteten Vorträge, nur einige Leitfragen sollten der freien Diskussion Struktur geben, zu der Miegel in die Villa Kaulbach geladen hatte.

Nach einem kurzen Rückblick auf seine wissenschaftliche und publizistische Arbeit als Direktor des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft in Bonn und Vorsitzender des Denkwerks Zukunft offenbarte Miegel eine gewisse Frustration. Die sozialwissenschaftlichen Untersuchungen des IWG BONN und die ökologischen Fragestellungen des Denkwerks Zukunft hätten zwar Erkenntnisgewinn geschaffen und zu einem wachsenden Bewusstsein der Probleme beigetragen. Aber, so Miegels Fazit, „solche punktuellen Betrachtungen führen uns nicht weiter.“

Die neue Stiftung solle sich dem „Kern des Problems“ nähern: der westlichen Kultur, die zu einer Kultur der Selbsterstörung geworden sei. „Wir türmen Problem auf Problem und vermögen nicht aus den Zwängen unserer Kultur auszubrechen. Der Zwang zu Wirtschaftswachstum ist nur einer dieser Zwänge.“ Tragende Säulen der europäischen Kultur seien im 19. Jahrhundert verloren gegangen, nicht zuletzt das einstige Kernanliegen des Wissenserwerbes: zu Weisheit zu gelangen. Mit Wissenschaft war einst die Kunst verbunden. Große Wissenschaftler waren oft große Künstler. Die Fundierung von beidem, Wissenschaft und Kunst, war Religion. Sie sorgte für „unveräußerliche Fixpunkte“. Die Lösung aus religiösen Bindungen ließ das Wissen explodieren, förderte aber auch eine Kultur der Maßlosigkeit.

Kann man die drei Bereiche der Kultur – Wissen, Kunst und Religion – wieder stärker miteinander verzahnen? Mit dieser Frage, die ein Leitmotiv seiner neuen Stiftung sein soll, eröffnete Miegel die Diskussion über Perspektiven einer kulturellen Erneuerung.

Michael von Brück stellte fest, dass junge, kulturell aktive Leute, zum Beispiel am Theater, nichts mit Religion am Hut hätten. Die Wissenschaft betrachteten sie als ein „festgelegtes System, in dem unbequeme Fragen nicht gestellt werden“.

Volker Gerhardt machte klar, dass Wissen sich selbst immer weiter vorantreibe. Als Folge des starken gesellschaftlichen Auftritts der Wissenschaft sei die Idee des Fortschritts in die Welt gekommen. Durch mehr Wissen diese Fortschrittsidee aufhalten zu wollen sei unmöglich. Ein Gedanke, den später auch Miegel noch einmal aufgriff: Die Wissens- und Fortschrittskultur des Westens sei zugleich Quelle von Segnungen und Zerstörung.

Gegen die „Raserei unserer Kultur“ gebe es nur zwei bremsende Momente: das eine, die Ethik nämlich, wurzele in uns selbst und ziele auf den Wunsch des Einzelnen, eine Person zu sein; das andere, nämlich die Religion, komme aus dem Bedürfnis nach der Ganzheit der Welt und der Ganzheit unserer selbst.

Wolfram Eilenberger bemerkte, dass Veranstaltungen des ehemaligen Denkwerks Zukunft oft in einer „Sackgassendiktion“ und in „Verfallsdiagnosen“ endeten. Dabei komme zu kurz, dass Zukunft grundsätzlich offen sei. Zentrale Fragen der Zeit seien keine ökonomischen, sondern solche der Identität.

Joachim Klose stellte aus seiner beruflichen Erfahrung in zwanzig Jahren Erwachsenenbildung in Sachsen einen grundlegenden Heimatverlust in weiten Teilen der Gesellschaft fest, der vor allem Folge des Verlustes sinnstiftender Strukturen sei. Ähnlich wie Eilenberger sah Klose die Frage nach dem Gemeinsinn für zentral an.

Klaus Kufeld knüpfte hieran an und wies daraufhin, dass Heimat bei Ernst Bloch ein geeignetes Denkparadigma für eine dialektische Sichtweise sei. Um die Fragen der Identität anzugehen, sei es wichtig, zwischen unerledigter Vergangenheit, Gegenwartsbewusstsein und Mut zur Utopie zu vermitteln. Er verwies auf Ernst Blochs berühmten Schlusssatz über die Suche des Menschen nach „Heimat“ im „Prinzip Hoffnung“. Das Empfinden des Heimatverlusts, so Kufeld, hänge mit globalen Sinnfragen zusammen.

Thomas Sternberg stellte ähnlich wie Miegel in seinen einführenden Worten ein Gefühl der Wirkungslosigkeit fest. Er erklärte diese mit dem Wegbrechen von Wahrheitsinstanzen: Kirche, Politik, Wissenschaft, Medien. Nachdem sich das europäische, technische Denken weltweit etabliert habe, komme jetzt im Westen selbst ein Gefühl der Vergeblichkeit auf. Von anderen, nichteuropäischen Kulturen sei nun anderes, nichttechnisches Wissen zu erwerben. Darin könne aber auch - so Gerhardt - die Chance liegen, von nichteuropäischen Kulturen zu lernen, den Wert von Muße und Weisheit zu schätzen.

Die Anregung von Miegel, über die Rolle der Kunst für eine kulturelle Erneuerung zu sprechen, nahm Ulrich Richtmeyer auf. Weniger der kommerzielle und immer stärker akademisierte Kunstbetrieb schien ihm dazu prädestiniert, sondern das

künstlerische, schöpferische Handeln vieler Menschen. Das Machen mit den eigenen Händen, so Richtmeyer, empfinden Menschen als sinnstiftend.

Alois Glück hob die Diskussion auf die politische Ebene. Es sei schwierig, Politikern einsichtig zu machen, dass ihre Politik in eine Sackgasse führe. Schließlich habe der beschrittene Weg bislang zum Erfolg geführt. Seine privilegierte Generation habe einen ständigen Zuwachs an Möglichkeiten und humanitären Fortschritten erlebt. Da falle es Politikern und nicht nur diesen schwer, diesen Erfolgsweg zu verlassen. Fatal sei vor allem die Fixierung der Bildungspolitik auf alles Messbare und die Vernachlässigung kultureller Kompetenzen. Dies sei ein Grund, warum es uns so schwer falle, kulturelle Konflikte zu verstehen, da es für diese keine Kennziffern gäbe – im Gegensatz zu sozialen Konflikten. Nun zeige sich aber, dass nicht so sehr die Finanzen als vielmehr jeweils dominante Wertvorstellungen Entwicklungen prägten. Grundlegende Veränderungen, so Glück auf Grund seiner politischen Erfahrung, sind wohl nur unter Druck zu erwarten. „Erst das Erschrecken schafft eine Chance der Veränderung.“

Glück war sich mit den meisten Diskutanten darin einig, dass sich nicht zuletzt angesichts des Verlusts von Heimat und Identität Unruhe und Angst ausbreiteten. Ein Prozess der „Gärung“, „eine Phase geistiger Auseinandersetzung“ habe begonnen.

Stefanie Wahl nahm die Kritik Eilenbergers an einer „Sackgassendiktion“ des Denkwerks Zukunft auf. Man müsse sich eingestehen, dass alle „Suffizienztherapien“ bislang gescheitert seien. Die Frage bleibe: Wie können wir die Befähigung zur Suffizienz, das heißt zur Selbstbegrenzung fördern, wie Bedingungen dazu schaffen?

Reiner Klingholz, der einzige Naturwissenschaftler in der Runde, wies auf die Einbindung des Menschen in die Evolution hin. Diese sei nicht zuletzt eine Geschichte der großen Artensterben, durch die Platz für Neues entstanden sei. An der nächsten erdumspannenden Sterbewelle werde wohl der Mensch als Evolutionsergebnis selbst aktiv beteiligt sein. „Wir tun, was die Evolution vorsieht“. Allerdings hätte der Mensch als vermutlich einziges Lebewesen die Fähigkeit, diese evolutionären Prozesse zu durchschauen. Wir könnten also durchaus lernen, dass unsere bisherige Rolle als „Überausbeuter“ letztlich uns selbst schadet.

Gerhardt verwies in diesem Zusammenhang auf den Mythos des Prometheus, der dem Hephaistos das Feuer stiehlt und damit die menschliche Kultur ermöglicht. Feuer bedeutet einerseits die nachhaltige Verbesserung menschlicher Lebensbedingungen. Andererseits birgt es aber auch die Gefahr von Zerstörung. Mit diesem Antagonismus müssen wir leben.

Das daran anschließende Plädoyer Gerhardts für das Festhalten am Wert der Wahrheit, die die Philosophen des 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt Nietzsche –

fatalerweise aufgegeben hätten, solle nicht heißen, dass Wahrheit absolut sei. Es sollte aber an den Wert der Anerkennung von Tatsachen und gemeinsamen Werten erinnern.

Den Hinweis Miegels, dass alle Religionen den Wahrheitsbegriff mit dem Gottesbegriff verbunden hätten, nahm keiner der Diskutanten wirklich auf. Auch Thomas Sternberg schien der Erneuerung dieser alten Verbindung von Wahrheitssuche und Religiosität keine Chance mehr zu geben. Wahrheit werde heutzutage wie selbstverständlich als relativ angesehen.

Was ist Kultur?

Mit dieser Frage begann der zweite Teil des Kolloquiums. Während Fritz Hinterberger und Reiner Klingholz Kultur als Emanation der Evolution ansahen, „um uns die Erde untertan zu machen“, beziehungsweise als Summe „menschlicher Artefakte“ betrachteten, die eine Eigendynamik entwickelt haben, definierte sie von Brück als „reflektierte Organisiertheit“. Klose betonte vor allem das verbindende „gemeinsame Handlungsmuster“, also den „Kultus“. Kufeld und Eilenberger hoben hingegen die grundsätzliche Pluralität der Kulturen hervor. Kufeld führte darüber hinaus aus, dass in der globalen Welt von „Kulturen“ gesprochen werden müsse, um nicht nur der Eigenheit sondern der Vielfalt Rechnung zu tragen. Damit bliebe der Kulturbegriff nicht „bei sich“ und bezöge Wertefragen und explizit die Religion(en) ein. Es gehe darum zu klären, welche universellen Werte die Kulturen zusammenbringen.

Sternberg, Schneider und Glück brachten den Kulturbegriff mit dem der Bildung in Zusammenhang. Sternberg verwies auf Ciceros Wort der „cultura animi“, der Pflege des Geistes. Ähnlich Schneider: Bildung entstehe durch die Pflege von etwas, indem wir uns „etwas anverwandeln“. Für Glück ist Kultur die Summe von generationenübergreifenden Erfahrungen, Haltungen und Lebensgefühlen.

Gerhardt bot drei Definitionen an, die Überlegungen anderer Diskutanten einschlossen:

1. „Kultur ist die *durch sie selbst* und zugleich *an wie in ihnen selbst* gestaltete Natur, in der die Menschen glauben, nach ihren eigenen Vorstellungen leben zu können.“
2. „Kultur ist das, worin sich der Mensch als Mensch begreift. Zu ihr gehört, dass sie ihn nicht nur schützt, sondern auch gefährdet und somit zur unablässigen Selbsterziehung nötigt.“
3. „Gerade auch in ihrer Vielfalt ist Kultur die *Bedingung*, das *Mittel* und das *Ziel* der *Selbsterziehung des Menschen*, der sich darin unvermeidlich als Teil der Menschheit begreift.“

Das Element der „eigenen Vorstellungen“ wurde von einigen Teilnehmern angezweifelt und relativiert.

Miegel stellte fest, dass Kulturen sowohl verschmelzende als auch spaltende Tendenzen haben. Von Brück ging darauf ein, indem er den Gegensatz zwischen dem Trieb des Einzelnen und der Überlebensnotwendigkeit des Ganzen, also der Gruppe, als das bezeichnete, was eine jede Kultur ausmache.

Miegels Versuch, nach dem zu suchen, was alle Kulturen gemeinsam haben, beantwortete Eilenberger mit dem Hinweis auf die Zeichenverwendung. Von Brück präziserte: „Alle heutigen Kulturen übersetzen sich ineinander, partizipieren an sich gegenseitig.“ Kultur sei daher „sowohl ein Plural als auch ein Streben nach komplexer Gemeinschaft“.

Miegel fragte schließlich nach dem Besonderen der westlichen Kultur. Von Brück betonte dreierlei: die Neugier der Griechen, das utopische Denken und die technische Bewältigung der Welt. Letztere sei bisher außerordentlich erfolgreich weltweit exportiert worden, stoße aber nun an Grenzen, da es keine weißen Flecken auf der Landkarte mehr gebe und die Endlichkeit der Ressourcen erfahrbar geworden sei.

Dass die bisherige Geschichte der (vom Westen geprägten) Zivilisation an einem Wendepunkt gelangt sei, sei Konsens unter den Anwesenden, stellte Gerhardt fest, ohne dass jemand widersprach.

Dann müsse man, folgerte Miegel, ganz offensichtlich am „Konzept“ etwas fundamental ändern. Auf seine Frage nach einer historischen Analogie fand niemand eine Antwort. Vermutlich gibt es keine, da noch keine Kultur an planetare Grenzen gestoßen ist.

Während von Brück und Glück die notwendige positive Rolle des Wissens für die Gestaltung einer zukunftsfähigen Kultur betonten, wies Miegel wiederholt darauf hin, dass die Wissens- und Fortschrittskultur nicht nur Quelle von Segnungen, sondern auch zentraler Probleme der Gegenwart sei. Zwar könne man nicht davon ausgehen, dass Wissen wieder vergessen werde. Aber fehle unserem Wissen nicht mittlerweile die Weisheit, die allzu destruktiven Wirkungen vorbeuge? „Maßhalten ist weise“.

Miegel regte zu dem Versuch an, dem Wissen eine ethische Fundierung zu geben – durch die Verknüpfung mit Kunst und Religion zu einer größeren Einheit.

Zum Versuch, Weisheit – auch im Sinne von Maßhalten – durch Kunst zu erlangen, müsse heute, so Richtmeyer in seiner Antwort auf Miegels Anregung, jedenfalls auch die Erfahrung des Technischen zum ästhetischen Wohlgefallen kommen. Er und Schneider wiesen auf die beispielgebende Funktion der Repair-Bewegung hin.

Den Einwand Eilenbergers gegen das Weisheitsideal als letztlich undemokratisches, elitäres Ideal der wenigen, wiesen Gerhardt und von Brück mit dem Hinweis auf das Massenphänomen des Sports zurück, bei dem das elitäre Prinzip des Gewinnens der Massentauglichkeit nicht im Wege stünde. „Ich glaube, dass Nachhaltigkeit sinnlich lustvoll sein kann. Sie könnte eine Wirkung entfalten wie der Sport“, so von Brück.